

Bertha Zürcher 70jährig

Autor(en): **Oesch, Lili**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

teile sie. Was du einem dieser Geringsten tust, das hast du mir getan! Und wer dir im geheimen einen Brief gibt, dem nimm ihn ab."

Der Großsohn versprach, dies alles zu tun.

Am andern Morgen, es war ein heller Märztag, standen die Berner in Scharen an der Schiffslände im Marzili.

Das Schiff lag bereit, der Schiffer und seine Knechte unterfuchten zum letztenmal die Ruder und Stachel und Ketten und trugen Fässer mit Lebensmitteln hinein.

Jetzt kam vom Marzilitor herab ein seltsamer Zug, die Täufer aus der Insel und dem obern Spital, auch noch einige aus den Gefängnistürmen. Voran die Frauen, zwei und zwei zusammengekettet, bleich und eingefallen, lahm und krank. Zwölf kamen zu Fuß, die dreizehnte wurde auf einer Bahre herabgetragen, sie hatte die Gicht und konnte nicht mehr gehen.

Dann kamen die gefesselten Männer, einige mit Eisengüßeln, die sie an den Füßen nachschleppten, das waren die Lehrer und Zeugnisgeber, die den Winter, in Ketten geschmiedet, in den kalten Türmen zugebracht hatten. Sie gingen mühsam und stützten einander, zwei oder drei wurden von Profossen geführt, weil sie sonst nicht vorwärts gekommen wären.

Die Herren der Täuferkammer waren alle erschienen und schauten zu. Der Präsident, der Herr von Dießbach, sagte plötzlich zum Waisenhauspfarrer Gryph, der spöttisch auf die Glenden herab sah: „Kommt dort nicht der Herr Schultheiß Willading selber?"

„Doch, er ist's, und der Herr Ritter bei ihm, der die Reise mitmacht; er wird auch sehen wollen, wie die Pest endlich zum Lande hinaus fährt!"

„Wieviele habt Ihr im ganzen?“, fragte der Schultheiß sachlich, aber seinen Mundwinkeln sah man die Freude deutlich an, die er verspürte.

„Es sind sechsundfünfzig, Herr Schultheiß.“

„Ist denn nicht alles drauf, was eingesperrt war?“ fragte er verwundert. „Kürzlich hieß es doch, es seien neunundfünfzig Gefangene.“

„Doch, alles was wir haben“, lachte Gryph, „aber eine Frau ist seit ein paar Tagen verschwunden, kein Mensch weiß, wohin. Sie soll zum Marzilitor hinaus und davon sein, aber die Stadtwache weiß von nichts; einfach ein Rätsel. Zwei Männer sind gestorben, einer vor vier Tagen, der andere liegt noch im Dittlingerturm.“

Eigentlich hätte man den auch aufs Schiff bringen sollen!"

„Nur das nicht“, wehrte Herr Ritter erschrocken; „die Lebendigen sehen ja wie Leichen aus! Ich fürchte, ich bringe sie nicht nach Amerika hinüber; die Stadt hat mir etwas Schönes eingebrockt!"

„Einverstanden, Herr Ritter, ich glaube auch, daß es besser wäre, allen die Köpfe abzuschlagen und Euch mit diesem Transporte zu verschonen! Die vielen Leute, die gekommen sind, hätten alle Freude an dem Spektakel!"

Jetzt wurden die Armen herbeigeführt und auf die drei langen Bänke gesetzt, die sich der Länge nach durch das Schiff zogen.

„Was gibt's jetzt noch dort drüben?“, fragte der Schultheiß, der auf alles aufpaßte.

„Da kommen noch ein paar Auswanderer, die freiwillig nach Karolina wollen und das gleiche Schiff benützen, etwa dreißig Mann. Ich bin froh über ihre starken Arme, denn ich fürchte, wir werden sie noch brauchen müssen, um den einen oder andern der Täufer hinauszutragen, der nicht mehr weiterkommt!"

Nun gab es drüben bei den Einsteigenden einen richtigen Auflauf und ein regelrechtes Geschrei.

Die Herren traten näher. Da sahen sie, wie einem alten Täufer der im Gefängnis gefaulte Rock zerriß und wie Zunder vom Leibe fiel, nur weil ihn einer der Auswanderer mit seinem Rückentorb gestreift hatte. Jetzt stand er entblößt da in seinem zerrissenen Hemd.

„So kann man den Armen doch nicht aufs Wasser lassen“, jammerte eine Frauenstimme.

Fortsetzung folgt.

Bertha[®] Züricher 70jährig

Motto: Laß dich von den Ungewittern
Dieses Lebens nicht verbittern!
Bald auf neu erstandenen Blüten
wird die Frühlingssonne zittern!

Heinrich Leuthold.

Wie oft hat sie sich nach diesen tapferen Richtlinien wieder aufgerichtet, sie, die am 20. März dieses Jahres das siebzigste Lebensjahr vollendet, unsere allbeliebte Malerin B e r t h a Z ü r i c h e r. Ein echtes Bernerkind ist sie stets gewesen und immer geblieben, mochten auch fremde Länder und Menschen sie, die rastlos Wandernde, immer wieder angezogen haben. Aber trotz aller Welttoffenheit, trotz allem Wanderblut, trotz allen lockenden Fernen, blieb sie der Stadt ihrer Väter treu und hat aus ihrer stolzen Erde stets wieder neue Schaffenskräfte gezogen und empfangen.

Bernerin ist sie in ihrem bedächtigen Wesen, in ihrem zähen Fleiß, in dem Mit-nah-la ihrer unermüdlichen Schaffenskraft, in der Verlässlichkeit ihres braven Charakters, in der Anspruchslosigkeit der äußern Lebensbedingungen; Weltbürgerin aber ist sie in dem hohen Flug ihrer Gedanken, in ihrer Hilfsbereitschaft für alles Gute und Edle, in dem kühnen Sichhinwegsetzen über ängstliche Grenzen, in der Weiträumigkeit ihrer geistigen und seelischen Bezirke.

Es ist kein Zufall, daß sie eine zweite Heimat dort unten am Mittelmeer besitzt, wo der Horizont unbegrenzt ist und die Wellen nie eratmen. Wird ihr die Bise zu rauh in der Stadt des Herzogs von Zähringen, dann flieht sie hinunter, dahin, wo die Olivenbäume an sanftgeneigten Hängen wachsen, die

Agaven blühen und die ernsten Zypressen gegen Abend überlange Schatten werfen. Dort horstet sie in dem lieblichen Bornes, dessen Schönheit sie immer wieder mit begeistertem Binseln einfängt; die engen, steilen Gäßchen, die blumenüberspömmenen grauen Mauern, die zitternden Sonnenkringel auf den warmgeküßten Steinfliesen.

Sie gehören zu ihren schönsten und ergreifendsten Werken, die Bilder, mit der Sicht auf das tiefblaue Meer, die heimlichen Buchten mit dem silbrigen Sand des Ufers, oder jene Meeresküsten mit den jähen Felsentklippen, die sich heroisch ins Meer niederstürzen. Ich erinnere mich noch eines solchen großformatigen Gemäldes, das von kleinem engen Ausblick aus die Sicht auf das gewaltig dröhnende Meer frei gibt: Nichts als ein kleines Stückchen Strand, und die Unendlichkeit des blauen Meers. Flatterte nicht noch der duftende Schleier der badenden Rajade irgendwo, leise schwingend in den Lüften? Daß auch dem Künstler nicht jedesmal gleiches Gelingen beschieden ist, das ist selbstverständlich, ganz besonders beim schöpferischen Menschen gibt es Aufschwung und Niedergang, gleich wie Flut und Ebbe.

Aber nicht nur das Meer und die Riviera, noch viel mehr an Motiven gab ihr unser eigenes gesegnetes Vaterland: Was malte sie nicht alles in ihren Bergen zusammen! Zum ersten

Mal vor vielen Jahren sah ich Bertha Züricher im weltverlorenen Lauenen bei Gsteig, wo sie sich in einem Heuschoberkli „wohlich“ eingerichtet hatte. Aber die Künstlerin war darin dem Diogenes ähnlich, philosophisch beschied sie sich auch mit der primitivsten Behausung, wenn sie nur ihren Farbkasten unterbringen und an einem sprudelnden Bächlein Pinsel, Palette und Hände waschen konnte. Darin war sie ein wahres, urbescheidenes Jüngerlein der Kunst, der zuliebe ihr kein Opfer zu groß war. Das zeigte sich schon in ihren frühesten Jugendentagen.

Eigentlich sollte sie Haushaltungslehrerin werden, (es klingt wie ein Witz), dann aber regte sich in dem energischen Jüngerlein ein kühnerer Geist, und sie setzte es durch, nach München zu fahren und sich dort mit Inbrunst der Kunst in die Arme zu werfen. Sie wurde ein richtiges Schwabingermalweibchen, fühlte sich sofort wohl in dem Kreis gleichgesinnter Menschen, nahm teil an dem regen geistigen Leben der Hofstadt. Von dieser Zeit datieren viele interessante Bekann- und Freundschaften, unter andern die mit Hans Thoma, die sich bis zum Lebensende des Meisters fortsetzte.

Überall wo dieses frohgemute Kind der Berge hinkam, öffneten sich ihm die Herzen. Seine Treuherzigkeit, Unverbildetheit, die Geradlinigkeit der Wesensart ebneten ihm die Wege. Zu seinen getreuen Gönnern gehörte auch Josef Victor Widmann, der auf eine ganz eigenartige Weise dem Schicksal der Malerin verknüpft war. Die Geschichte ist zu hübsch, als daß ich sie dem Leser vorenthalten möchte, und ferner lasse ich ungern eine der wenigen Gelegenheiten verpassen, um dieses herrlichen Menschen wieder einmal zu gedenken.

Bertha Züricher war noch ein Kind, als ihr Vater auf dem Areal der damaligen großen Liebegg, gegen den alten Muri- stalden zu, ein Haus nach eigenen Plänen für die rasch sich vergrößernde Familie, erbaute. Tag für Tag wanderten die Kinder des damaligen Oberrichters Züricher nach dem Leuenberg und verfolgten mit glühendem Interesse das Werden ihres zukünftigen Heimes, auf das sie sich freuten, mit jener Inbrunst, wie sich eben nur Kinder freuen können. Aber ihre Vorfreude welkte plötzlich jäh dahin, der Vater und Ernährer starb aus der kinderreichen Familie heraus. Dahin war der Traum vom selbsterbau-

ten Nest, und die Witwe war gezwungen, das eben fertig gestellte Haus einem Fremden zu überlassen. Da meldete sich als Käufer plötzlich der nachmalige Redaktor des „Bund“, der damals noch Direktor der Mädchenschule war, J. B. Widmann. Frau Züricher wurde bald einig mit ihm, war er doch der einzige, der am Kaufpreis nichts abmarktete, im Gegenteil; als die schwergeprüfte Frau die Kaufsumme in Empfang nahm, da hatte der generöse Käufer noch zwei Tausender draufgelegt, mit der noblen Begründung, sie sei ja Witwe und habe noch Kinder zu erziehen. Hoch klingt das Lied vom braven Mann! So wurde der Leuenberg zum Dichterheim. Der Segen dieser schönen Tat hat fortgewirkt, reiche Früchte durfte er ernten, der solches Saatgut in die Scholle seines Hauses senkte!

Aber J. B. Widmann blieb auch weiterhin der Familie Züricher gewogen, und als das schüchterne, kleine Bertheli von seinen Wanderjahren, die es auch nach Paris geführt hatten, zurückkam, da war e'ner der ersten Besucher seiner Ausstellung der Redaktor des „Bund“. Er war es auch, der der jungen Künstlerin die Wege ebnete, der sie einführte in die Reihen der pinselwaschenden Kollegen. Hier mußte sich die anfangs Unbewehrte ihrer Haut wehren, aber mit den Kämpfen wuchsen auch die Kräfte und oft wurde sie gezwungen die Klinge zu kreuzen, aber immer tat sie es mit offenem Visier. Die Intrige und die Falschheit waren ihrem geraden Wesen zuwider.

So möge sie denn ihren Geburtstag feiern, umgeben von jenen Kindern, die ihre eigensten sind und die sie tausende von Malen immer wieder, gebannt von ihrer Schönheit, festgehalten hat: den Blumen. Sie mögen dem Geburtstagskind ins Ohr raunen, daß sein Leben ein reiches, gesegnetes, harmonisches gewesen ist, und daß die Kunst auch jene zu küssen versteht, die um sie gedarrt und gerungen haben.

Ich glaube der obligate Wunsch, den man in solchen Fällen noch wie eine wippende Pfauenfeder hintanbindet: „Es mögen ihr noch viele Jahre ungetriebter Schaffensfreude vergönnt sein“, dieser Wunsch ist völlig überflüssig, denn wer Bertha Züricher kennt, der weiß: Solange sie lebt, solange wird sie auch malen. Das ist auch die feste Ueberzeugung der Verfasserin dieser Zeilen.
Lili Desch.

Pfarrers Eier

vom Daniel Sterchi

All Mäntig u Frütig isch dr Grämpler-Houfi de Burehüser nah ga d'Eier zämehouffe u isch de zmonderisch mit ne z'Märit. Deppis drvo het er scho grad uf em Chehr chönne absehe: im Binkli, dr alte Lehrgotte u mängs Jahr o im Pfarrhus. Hingäge, sit dr neu Pfarrer vzoze isch, het er dört nüt meh chönne liefere. Ds erst Mal won er isch ga frage, het ne ds Chöchcheli dür e Türschliß muß abpuht: „Wier brouche nix“, u het d'Tür wider i d'Falle drückt. Das het Houfin gheglet, un er het si vrschwehrt, hie gang er nümme ga Eier abiete; we si dere bruchi, chönn si frage wo Grämpler-Houfi deheim syg. Aber Pfarrers hei nüt drglyche ta; daß si söt Eier ha. Das het doch du Houfi mit dr Zyt uf ds Gmüet gschlage.

„S'nimmt mi nume wunger, wär mr dä Ghund het abgaght“, het er deheime bi Eifin gjammeret, „u mi um das Bredienstli bracht het.“

„S'isch ja no einisch um ds Frage z'tüe“, het er ds nächst Mal gwärweise, won er näb em Pfarrhus düren isch, isch wider zrugge cho u het gchlopfet.

Wider het ds Chöchcheli ufta u wider het er dr glych Bscheid übercho: „Wier brouche nix.“

„Das wär mier eige“, fahrt dr Houfi uf, „Eier brucht's i jeder Hushaltig. Jek wot i wüffe was da gange isch! Mlee, heiß dr Pfarrer use cho, i wot mit ihm sälber rede!“

Dr Pfarrer isch cho u het Houfin gfragt, was er begähri.

„Das wird me scho wüffe“, seit dä, „sit Jahr u Tag han i hie d'Eier chönne gä u jek ungerreinisch wot me nüt meh vo mr. Es nimmt mi doch bim Donner wunger, was da dr Grung isch.“

„Ja lueget dier guete Ma, das isch e so“, seit dr Herr Pfarrer, „mier vrchehre mit de Bure diräkt. Mier bezieh ds Gmües, Eier und Händöpfel us dr Nachbarschaft, u fahre guet e so. Es tuet mr leid, aber i möchts nid ändere.“

„Soso, isch das däwäg“, studiert Houfi, „henu, Herr Pfarrer, i vrchehre fünderschi mit em Hergott o grad diräkt“, het ds Cörbli a Arm ghänkt u isch gange.

I dr Predigt het me ne nie meh gseh.